

Nr. 284. Bromberg, den 6. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Nun würde der deutsche Direktor abspringen ...! Klar, daß er abspringen würde! ... Aber Madame Juliette rafft sich zusammen:

„Sei kein Schlappschwanz, Molignon! Solange wir den René haben, kann's uns nicht schlecht gehn! Der zieht überall volle Häuser! Wir brauchen deinen Deutschen gar nicht mehr!"

Molignon wagt es kaum, seine Frau anzusehen. Dann sagt er so leise, daß sie Mühe hat, ihn zu verstehen:

„Ja ... so lange wir ihn haben! So lange ...! Weißt du, wie lange?? ... Ich weiß es nicht. Ich nicht. Es — ist nämlich noch ein Telegramm gekommen!"

„Noch eins ...??"

„Ja. Auf das dreimal verfluchte Bild hin! Der Apollo-Konzern telegraphiert! ... Weißt du, wer das ist, der Apollo-Konzern? ... Der größte Varieté-Konzern von ganz Deutschland ist es! ... Sie schicken uns dieser Tage einen ihrer Vertreter auf den Hals, sich die Vorstellung ansehn! ... Den René natürlich! Nur den René!"

Madame Juliette ist sonst nicht auf den Mund geschlagen, aber — was sie da angerichtet hat, ist so ungeheuerlich, daß sie nur vor sich hin murmelt:

„Dann werden sie ihn uns wegholen, die Berliner ...!"

„Ja! ... Dann haben wir gleichzeitig unseren Geldmann verloren und unsere größte Attraktion! ... Dann — fini!!"

Madame Molignon ist dem Weinen nahe:

„Wenn die Manon Luchon noch bei uns wär, sie brächte alles in Ordnung! Alles ... Das mit deinem Direktor Römer und auch, daß uns der René nicht weggeholt wird. Pssst, sei ruhig, pssst, nicht jetzt!"

Henri René, der Star der Zirkustruppe, ist neben Juliette Molignon getreten. Sagt trocken, während seine Blicke wie immer unruhig die nächste Umgebung abtasten:

„Good evening."

Madame Juliette versucht, ein Lächeln über ihr Gesicht zu wälzen. Während sie angstvoll über seine hochgestellte linke Schulter hinwegblinzelt, über die weiße Fratze unter der grasgrünen Perücke, über die roten buschigen Augenbrauen, die kulpige Nase und die fünf Zentimeter breit geschminkten Lippen.

Wenn der sein eigenes Bild in der Zeitung sähe, gar nicht auszudenken — —!! Hatte es das schon einmal gegeben in der Welt: einen menschenscheuen Clown? ... Einen wahren Eiertanz mußte man ja aufführen um diesen Henri René! ...

Voll Unbehagen will sie sich zur Seite drücken.

„What's the matter?" ... Was los?"

Madame Juliette sieht sich um — nein, ihr Mann hat sich schon aus dem Staube gemacht ... er steht drüben neben dem Schlangenmenschen.

Aber sie muß reden. Ein bißchen reden. Sie kann nicht alles für sich behalten.

„Mein Mann ist zu directeur Römer bestellt! Sobald wir in Grasse sind! ... Zu unserem unbekannten Mäzen!"

„So?" In Renés Augen glimmt es auf wie eine Drohung. „Warum?"

Madame Molignon will sagen: wegen unserem Zirkusbild in einer deutschen illustrierten Zeitung, aber sie besinnt sich noch im letzten Augenblick.

Henri Renés Gesicht verfinstert sich wie in plötzlich erwachendem Mißtrauen:

„Verschweigen Sie mir etwas?"

Sie denkt: hast du eine Ahnung, was ich dir alles verschweige! ... Der Agent vom Apollo-Konzern kommt dieser Tage, mein Gott ... nicht 'ran darf der an René, nicht 'ran! ... Wieder fällt ihr die Depesche von Direktor Römer ein. Sie seufzt:

„Was, Monsieur René, wenn unsere Manon Luchon noch bei uns wäre ... dieses Teufelsmädel ... die würde schon wieder alles in Ordnung bringen bei ihrem Gönner, daß er uns seine Gunst nicht entzieht."

„Warum sollte er das?" fragt René kurz.

Madame Molignon fühlt, daß sie sich beinahe schon wieder verplappert hätte. Sie lenkt ab:

„Wissen Sie noch, wie die Luchon auf ihrem Seil stand ... anders als die Kleine da, die aussieht wie eine Glyzerinverkäuferin aus einer Drogerie?"

Henri René hört nicht mehr zu.

Jetzt kommt seine Nummer.

Er ist wie abgestorben für die Außenwelt.

Die aus zwei Trompetern, einem Klarinettisten, einem Posaunisten, einem Klavierspieler und einem Pauker bestehende Kapelle schmettert falsch, blechern und kräftig den Sambre et Meuse-Marsch in das volle Zelt, in dem Hunderte mit einer Spannung, die von Abend zu Abend zunimmt, auf das Auftreten des Grotesk-Clowns warten.

Henri René steht bereits hinter den Artisten, die vor und nach ihren Nummern Stallmeisterdienste tun.

Es zuckt um seinen Mund, als würde er gesprengt von den witzigen Einfällen, die sich in seinem Gehirn schon überkugeln, von all den Improvisationen, die er allabendlich nur so herausschüttelt aus sich und die Funke für Funke zünden, daß es wie knatternde Lachgarben aus Hunderten von Kehlen zum Zeltdach hinaufschießt.

Henri Renés Pupillen weiten sich. Seine Augen bekommen einen beinahe unnatürlichen Glanz. Seine Muskeln sind gespannt wie bei einem sprungbereiten Raubtier.

Keine Macht der Welt kann ihn jetzt hindern, sich in die Manege zu stürzen, um die aufgespeicherte Energie in Muskel- und Wortspielen zu entladen.

Das Ehepaar Molignon weiß, daß selbst wenn das Zelt zusammenbräche, wenn die zwei Löwen aus ihrem

Käfig stürzten, ihn nichts hemmen würde, sich mit einem Pfiff in die Luft zu schnellen, mit einem doppelten Salto mortale über die Köpfe der Stallmeister hinweg mitten in die Manege zu springen, zusammengerollt liegen zu bleiben und in ein Gebrüll auszubrechen, das mit einer so unmittelbaren Kraft aus ihm herausgestoßen wird, daß das ganze Zelt im gleichen Augenblick von dröhnendem Gelächter erzittert.

Madame Juliette schlägt dankbar die Augen zum Himmel auf, als sie den knatternden Beifall hört, mit dem das Publikum Henri Renés Einsprung in die Manege quittiert.

Immer anders sind die Witze, mit denen er die Menge überrascht. Nur die Requisiten sind die gleichen und die immer wiederkehrenden, in allen Tonarten befehlenden Worte:

„Lachen! . . . Lachen! . . . Alle lachen! . . . Eins — zwei — drei: Alle lachen!"

Und das Lachen stürzt aus der Menge.

Und er selbst wiehert, befiehlt, befiehlt, befiehlt, als verkrampfe sich sein Wille, sein ganzes Sein in dem einen einzigen Wunsch, unterzugehen in dem Gelächter, das von allen Seiten über ihm zusammenschlägt.

Und das Publikum johlt über jede Bewegung über jeden Witz, lacht über seine Lachbefehle hinweg, schüttelt sich, gröhlt pausenlos, in einen wilden Lachparoxysmus hineingetrieben.

Und plötzlich richtet sich Henri René auf, läßt seinen Blick über die Galeriestehplätze, über die Bankreihen, über die Logen hinweggleiten, fährt mit der Hand durch die Luft, als scheuche er eine Fliege weg, und ruft:

„Vorbei!"

Dann geht er ruhig und still, mit einem Gesicht, das wie zusammengefallen scheint unter der weißen Schminke, durch die spalierbildenden Stallmeister ab.

Wie abgerissen das tosende, brüllende Lachen in seinem Rücken. Das Publikum wie in Erschöpfung erstarrt. Dann setzt brausender Applaus ein: Henri René! Henri! Henri René . . . René . . .!

Und wenn das Publikum minutenlang nach ihm schreit — er kehrt nicht mehr in die Manege zurück.

Einmal vor zwei Jahren, in einem kleinen Ort in Österreich, in der Nähe der tschechischen Grenze, hatte sich ein Arzt gleich nach der Renéschen Nummer bei Molignon melden lassen:

„Herr Direktor, das ist Unfug, was Sie da treiben lassen! Ich werde die Gesundheitsbehörde auf Sie aufmerksam machen!"

„Ich habe meinen Wanderschein," hatte Molignon erwidert, „und habe der Gemeinde den Platz im voraus bezahlt. Auch jeden Abend die Steuer richtig bezahlt!"

„Das hat mit der Steuer nichts zu tun. Ich spreche von Ihrer Clownnummer! Ich werde Ihnen die Konzession entziehen lassen! Das ist keine einfache Varieté- und Zirkusnummer! Das ist kein Grotesk-Clown, dieser René! Verstehen Sie, was der ist? . . . Ein Hypnotiseur ist der! Ein Suggestor! Der sich vermutlich der eigenen Macht gar nicht einmal bewußt ist. Und der sich darum damit begnügt, seine Medien — und sie werden beinahe alle seine Medien, die da sitzen, von den obersten Plätzen bis zu den Logen — durch Massensuggestion in eine Lachhysterie hineinzutreiben! Es ist eine Art Massenirrsinn, den er schafft! Verstehen Sie?!"

Molignon hatte Mühe gehabt, dem Redeschwall in fremder Sprache zu folgen.

„Und ich sage Ihnen, Herr Direktor, wenn durch irgend ein unvorhergesehenes Ereignis Ihr Clown verhindert wäre, die Suggestion aufzuheben — es könnte geschehen, daß die Menge in ihrem Kampfzustand verbliebe und es dann den von überall zusammengeholten Nervenärzten erst unter größter Anstrengung gelänge, die Suggestion wieder aufzuheben!"

Direktor Molignon fühlte unsagbaren Stolz: — so eine Nummer! . . . So eine Sensationsnummer hatte gerade er erwischt! . . . Er, der kleine Zirkusdirektor Molignon! . . . Er hatte erwidert:

„Jede Kunst, Herr Doktor, macht Effekt durch Suggestionskraft von Künstler!"

„Aber schauen Sie, lieber Direktor, es kommt doch auf die Stärke der Suggestion an! . . . Der Mann da, Ihr Clown, ist der stärkste Suggestor, den ich kenne. Er versetzt ja nicht in Schlaf — er schaltet die freie Willensbestimmung der Leute aus, ohne in Schlaf zu versetzen! . . . Er ist gefährlich! . . . Da sehen Sie . . . da hören Sie, da oben auf den Stehplätzen rechts, der Mann — er hat noch nicht aus seinem Lachen herausgefunden . . . Sehen Sie, seine Nachbarn bemühen sich schon um ihn . . . Nein, nein, betrunken ist der nicht . . . Und da, gleich links — sehen Sie die Frau . . . wie es an ihrem Gesicht reißt? . . . Wie sie das Lachen kaum bändigen kann? . . . Da — jetzt bricht es heraus . . . ich werde mich mal sofort ihrer annehmen! . . . Aber ich warne Sie, Direktor! . . .

Molignon war damals heilfroh gewesen, als er am nächsten Morgen sein Zelt abbrach. Denn die Frau hatte sich damals nicht beruhigt, man hatte sie in eine Künstlergarderobe bringen müssen, wo Henri René durch Einsprache den Bann von ihr nahm.

Aber Molignon hatte sich gehütet, seinem Clown ein Wort von der Unterredung mit dem Arzt zu sagen — es war schon so kaum ein Auskommen mit René. So groß durfte man ihn auch nicht werden lassen vor sich selbst.

Es dauerte in jeder Saison eine Weile, bis sich die Stallmeister und die auftrittbereiten Artisten an die Renésche Nummer gewöhnten. Es war zu Anfang vorgekommen — ja gerade bei der Roberto-Truppe war es gewesen —, daß nach dem Abgang Renés eine große Pause eintrat, weil Roberto mit seinen zwei Partnerinnen so von Lachen geschüttelt war, daß die Kapelle in ihrer Not dieselbe Zwischenmusik-Nummer dreimal spielen mußte.

Ja, es hatte sich schon allerlei ereignet während der Auftritte Henri Renés, und das schuf eine Atmosphäre der Spannung um ihn herum, die der beste Boden war für seine Erfolge. —

Auch diesmal ist es ein rasender Erfolg. Madame Juliette zittert sogar um die Tribünen unter dem Zeltdach, beschließt, mit ihrem Mann zu sprechen, daß die Holzgerüste noch fester gebaut werden, damit sie nicht etwa einmal einstürzen unter dem Gewicht der sich hin- und herwerfenden Leiber und der trampelnden Füße.

Henri René tritt in den Wandelgang hinaus. Sein Schritt ist schleppend. Er ist völlig erschöpft, ausgepumpt.

Es ist vielleicht kein Artistenmätzchen, daß er nicht mehr in die Manege zurückläuft, um mit Sprüngen und Gesichtsverrenkungen für den Applaus zu danken. Er wankt zu seiner Garderobe, die jedesmal als besonderer Zeltverschlag der gemeinsamen Herrengarderobe eingebaut ist.

Dann liegt er oft eine halbe, oft eine ganze Stunde mit geschlossenen Augen, schlappem Körper, wie ausgerungen, auf dem von der Direktion für ihn stets mitgeschleppten Klappsofa.

Niemand findet Einlaß zu ihm.

Henri René fühlt, wie sich langsam, ganz langsam wieder Kräfte in ihm sammeln. Er öffnet die Augen. Spricht abgerissene Worte vor sich hin, die sich erst langsam zu Sätzen formen.

Nach einer bestimmten Zeit klopft es an die Tür:

„Nicht einschlafen, Herr René! Ihr Wagen wartet draußen."

„Kommen Sie herein . . ."

Molignon gibt seinem Clown, der noch schwankend im Narrenkleid mit der weißen Fratze und der grünen Perücke dasteht, den schwarzen Cape-Mantel um die Schultern, schlägt die Kapuze über das grüne Wollhaar und leitet ihn zum Wagen. Wie jeden Abend. Dann fährt der Wagen ab.

Henri René wohnt nie im gleichen Ort, in dem der Zirkus seine Zelte aufschlägt. Mietet sich immer irgendwo im größeren Nachbarort ein und läßt sich, ohne seine Adresse der Direktion bekanntzugeben, zu Proben und zu den Vorstellungen von seinem gemieteten Wagen abholen und nach Hause bringen. Stets schon im Kostüm und Schminke — in Zivil kannte ihn keiner. Nicht einmal Direktor Molignon, trotz jahrelanger Zusammenarbeit.

Die Lampen vor dem Zirkus erlöschen. Molignon hat die Leinwandhülle über den Samtrand der Manege gelegt und ruft ins Dunkel:

„Also, mes enfants, morgen früh um fünf Zelt abbauen!"

(Fortsetzung folgt.)

Gibt es eine Tierseele.

Neue Experimente im Berliner Institut für Tierpsychologie.

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

— B. J. — Tierseele und Tierinstinkt sind die Themen, deren Erforschung sich die „Deutsche Gesellschaft für Tierpsychologie" gestellt hat. Prof. Stang vom „Institut für Tierzüchtung" in Berlin gab unserem Mitarbeiter Gelegenheit, die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiet der Tierpsychologie kennenzulernen.

Die wissenschaftliche Tierseelenlehre lehnt jede Vermenschlichung ab. Begriff wie „Sehnsucht" und „Liebe" werden für das Tier nicht anerkannt. Der Tierseele selbst kann man mit begriffen metaphysischer Art nicht beikommen, das Wort „Seele" ist hier mehr ein Ausdruck für nicht greifbares Empfinden und Triebleben der Tiere.

Naturmensch und Tier auf einer Stufe.

„Heute wissen, wir, daß die Tiere sehr wohl imstande sind, Schlüsse zu ziehen", erklärt uns Prof. Stang vom „Institut für Tierzüchtung". „Ein Jagdhund wird an dem Anzug seines Herrn erkennen, daß es nun zur Jagd geht, eine Katze aus dem Tragen der Markttasche, daß es etwas zu naschen gibt. Und schließlich stehen bestimmte Naturvölker noch heute auf derselben Stufe wie die Tiere, die Sorge um Magen und Haut sind die allein bestimmenden Faktoren. Aber was den Menschen gegenüber dem Tier auszeichnet, ist seine Sprache und seine Erfindungsgabe. Die Katzen fangen Mäuse heute noch auf dieselbe Art wie vor 1000 Jahren. Dafür haben die Tiere Fähigkeiten, die wiederum dem Menschen abgehen: einen ausgeprägten Ortssinn und ein Wetterahnen."

Ein Storch, der Tausende von Kilometern entfernt von [illegible] lten Heimat den Winter verbringt, findet im Frühling unfehlbar sein Nest wieder. Und eine Brieftaube ist imstande, selbst in einer Millionenstadt ihren Schlag aus der Gleichförmigkeit der D[illegible]cher wiederzuerkennen. Verblüffende Leistungen! In Paraguay konnte man einmal feststellen, daß Pferde nach 100 Stunden Weg imstande waren, allein den richtigen Weg trotz aller Kreuzungen und Gabelungen zurückzufinden. Der Zivilisationsmensch hätte dazu mindestens Karte und Kompaß gebraucht und sich trotzdem vermutlich — verlaufen. Blinde Pferde gewöhnen sich in wenigen Tagen so an ihren neuen Stall, daß sie darin genau Bescheid wissen. Hier muß der Geruch- und Tastsinn eine entscheidende Rolle spielen.

Der Mensch hat für das Handeln der Tiere, das er sich nicht erklären kann, das Wort „Instinkt" erfunden. „Ein angeborener Trieb zu zweckmäßigem Handeln, ohne daß das Tier sich des Zweckes bewußt wird", erklärt der Wissenschaftler. Und der Instinkt ist wirklich etwas Wunderbares. Das Tier braucht nicht zu lernen und zu üben wie wir armseligen Erdenbürger.

Mathematik — angeboren.

Die Spinne webt ihr Netz erstmals genau so kunstvoll wie in hohem Spinnenalter. Und die junge Biene verfügt über die gleichen „mathematischen" Kenntnisse zum Wabenbau wie die ältere Generation. Auch der Mensch bekommt von der Geburt an etwas „Instinkt" mit, der Säugling kann sofort richtig trinken. Trotzdem ist der menschliche Instinkt wohl verkümmert und durch die Vernunft ersetzt worden.

Seit vier Jahrzehnten sucht die Tierpsychologie das Verhalten der Tiere der Umwelt gegenüber zu erforschen. Die physiologische Psychologie ergründet die Beziehung zwischen Hirnforschung und Seelenlehre. Andere Wege schlägt der „Behaviorismus" eines amerikanischen Biologen ein. Dieser stellte Versuche darüber an, wie lange Tiere dazu gebrauchen, um in einem Irrgarten an den Futterplatz zu gelangen. Von der Schnecke bis zum Pferde probierte der Amerikaner wohl alle Tiergattungen aus.

Wieder anderer Mittel, um zu demselben Ziele zu gelangen, bedient sich die Gestaltungspsychologie. Sie berücksichtigt die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis, das Empfinden, die Vorstellungen, den Instinkt, Verstand. Die ersten Versuche in dieser Richtung machte der Deutsche, Dr. Köhler, an Affen in einer Beobachtungsstation in Teneriffa. Den Tieren wurde innerhalb eines Drahtgitters viel Raum gelassen, und man stellte ihnen Aufgaben, deren Lösung den Tieren selbst überlassen blieb. An verschiedenen Stellen des Drahtgitters wurden Bananen befestigt, um zu beobachten, welche Wege die Affen einschlagen würden, um in den Besitz der begehrten Früchte zu gelangen.

Affen bauen einen Turm.

Die Affen zeigten eine große Erfindungsgabe. Einer holte sich drei bis vier Kisten, schichte sie übereinander und kam so in den Besitz seiner schmackhaften „Lohntüte". Ein anderer Affe kam auf den Gedanken, außerhalb des Käfigs liegende Bananen mit einem Faden heranzuziehen. Er „erfand" also für das Affengeschlecht den Lasso. Und schließlich, als die Affen genügend Erfahrungen mit den seltsamen Bananen gemacht hatten, benutzten sie Stöckchen, Rosenzweige, Hutkrempen, Pappstreifen und sogar Lappen, um den süßen Lohn heranzuziehen. Ein besonders geschickter Affe lernte sogar an einem Stock in die Höhe klettern und die Banane erwischen, bevor der Stock umkippte. Und ein anderer wieder steckte ein paar Schilfrohre ineinander. —

Unter allen Tieren ist wohl der Hund derjenige, der die menschenähnlichste Seele hat, wenn man den Vergleich wagen darf. Durch das beständige Zusammensein mit dem Menschen sowie dadurch, daß der Hund das älteste Haustier ist — 10 000 Jahre zurück können wir die Geschichte des Haushundes verfolgen —, hat sich der Hund weitestgehend seinem Herrn angepaßt.

Katzen sind stolz, mutig und — einsam.

Im Gegensatz zum Hund hat sich die Katze auch als Haustier mehr Selbständigkeit bewahrt. Ebenso falsch, wie den Esel und das Kamel für dumm, ist es, die Katze für „falsch" zu erklären. „Falschheit" ist weiter nichts als berechtigte Abwehr gegen Schmeicheleien, die dem Wildcharakter der Katze lästig fallen. „Denkt man sich", schließt Prof. Stang, „in das Triebleben eines Tieres hinein, beurteilt man von diesem Gesichtspunkt sein Tun und Lassen, so wird man finden, daß es zweckmäßig und klug handelt, auch wenn dem Menschen sein Handeln „dumm" und „falsch" vorkommt."

Um Kopf und Kragen.

Anekdote von Wilhelm Lennemann.

Der Bauernkrieg ging in Brand und Blut seinem Ende zu. Wer der Rache und dem Gericht entronnen, rettete sich in sein Dorf, wähnend, daß er nun im Schutz von Heim und Hütte geborgen sei. Aber noch von Pflug und Pferd hinweg zerrte der Haß sein letztes Opfer.

Da der Truchseß von Waldburg, der die Bauern niedergerungen und niedergeritten, in das Haus Babenhausen einmarschierte, gedachte er, es in Asche zu legen, weil es lange Zeit hindurch eine feste Stätte seiner Widersacher gewesen war. Veit von Rechberg aber, dem das Dorf zu eigen gehörte, hat für die Hütten, weniger den Dörflern zulieb als zu seinem eigenen Nutz; aber er mußte dem Truchseß geloben, daß er den besten Mann der aufrührerischen Bauern vor das peinliche Gericht stelle. Der Auserlesene war ein prächtiger und gewandter Kerl, der ehemals ein Fähnlein geführt; den ergriff der Graf also, daß er ihn durch Strick oder Schwert vom Leben zum Tode bringe.

Als nun schon der Stab über den Gefangenen gebrochen war und er zur Richtstätte gebracht werden sollte, brach auf einmal der helle Schrei eines Weibes aus der Mitte des Volkes. Der Graf ließ die Jungfer, denn eine solche von knapp zwanzig Jahren war es, vor sich führen und herrschte sie baß an, wie sie sich unterstehe, in den Rat des Gerichts hineinzuschreien.

„Das ist ein gutes Recht", antwortete sie unerschrocken, „daß eine Jungfrau den Verurteilten lösen kann. Ich begehre ihn zum Manne!"

Da lachte der Graf laut auf, und selbst der Bauer sah die Maid mit weiten Augen an: War es doch seine eigene Schwester, die sich ihm zum Weibe antrug. Auch die Bauern, die da hinter dem sperrenden Stricke standen, wußten das Ungeheuerliche nicht zu fassen und bangten um die Kühne.

Der von Rechberg fand sich zuerst: „Hat dich der Satan geblendet, daß du dermaßen gegen Gottes heilige Gebote freveln willst! Soll ich dir zu Willen sein, so magst du einen Tag in deiner Lust brennen; aber morgen werde ich dann deinen Kopf neben den seinen legen!"

„Das werdet Ihr nicht tun, gnädiger Herr", kam es furchtlos, „wer der Sünde zuträgt, kann auch der Strafe nicht entlaufen! Das ist altes Recht, das vor keinem Kopfe halt macht. Auch vor Eurem nicht!"

Jetzt wurde der Graf erbost. Sollte er sich von einer Jungfer narren lassen, daß sie ihm seine eigenen Worte wie ein Netz über den Kopf werfe?

„Aber wo im Deutschen Reiche ist's denn verstattet, daß eine Schwester den Bruder freie!"

„Das Recht spricht nur von einer reinen Jungfrau, es steht aber mitnichten dabei, daß die Schwester von dieser Gnade ausgeschlossen sei", ward ihm Antwort, „so Ihr verlangt, daß ich mein Begehr fahren lasse, da müßt Ihr zuvor Euer Urteil zerreißen; denn eins hängt am anderen!"

Und sah den Grafen mit lächelnder Listigkeit an.

Da erst erfaßte der Edelmann der Jungfer ganze Schalkhaftigkeit und Klugheit, die ihn wie mit scharfen Zangen seiner eigenen Worte hielt, und auf Augenblicke wußte er nicht, ob er mit raschem Zorne dareinfahren oder mit huldvoller Wohlgefälligkeit sie gewähren lasse.

Dann aber überwog die Freude über die Unerschrockenheit und List der Jungfer sein richtendes Herrentum, daß er sein deutsches Amen dazusetzte; doch bemühte er sich, das Urteil so klüglich zu fassen, daß er sich dadurch seiner Herrenwürde nicht begab und sich zugleich gegen den Truchseß wohl salvierte.

Also erhob er sich und sprach mit huldvoller Leutseligkeit: „So soll der Dirn ihr Wille werden und ihr der Delinquent zugesprochen werden. Da ich mich selbst aber in den gegenwärtigen Tagen nicht dem Feuer der strafenden Gerechtigkeit ausliefern will, so setze ich die Ehe aus auf einen gelegentlicheren Termin. Sollte die Dirne des Wartens überdrüssig werden und eine weitere Gelegenheit zur Ehe ergreifen, so soll ihr auch das wohl verstattet sein, und ist dann der Delinquent seines Paktes enthoben und frei!"

Darob erhob sich lauter Beifall, daraus ein Dank und eine Achtung sprachen, und ist durch diese eine erschlichene Gnade die Bindung zwischen Burg und Dorf fester geworden, als sie es je in den harten Tagen vorher gewesen.

Die einzige Frau unter 300 Männern

Das seltsame Schicksal der Engländerin Doris Booth. — Fieberkrankheiten wüten im Goldgräberlager.

In England lebt ganz zurückgezogen ein Ehepaar namens Booth, James und Doris Booth. Sie sind sehr reich, aber man hört nur selten etwas von ihnen. Und doch lohnt es sich, von dem Ehepaar Booth zu sprechen, denn die Vergangenheit der alten Leute ist alles andere als unbedeutend. Am sonderbarsten ist die Lebensgeschichte von Doris Booth. Sie hat einmal eine ganze Stadt aufgebaut und hunderte von Männern vom Tode gerettet.

Es fing damit an, daß James Booth vom Goldfieber ergriffen wurde und eine Expedition nach Neu-Guinea unternahm. Jemand hatte im Innern der Insel Gold entdeckt, und hunderte von weißen Männern fingen an, sich ihren Weg durch den Urwald zu bahnen. Nur einige davon kamen zum Ziel, die anderen starben auf dem Weg mit einem giftigen Pfeil im Rücken oder an einer der vielen Fieberkrankheiten, oder aus Hunger und Durst.

James Boot hatte seine Frau mitgebracht, aber als er erfuhr, was ihn erwartete, befahl er ihr, nach Australien zurückzufahren. Doris Booth war aber nicht eine Frau, die sich etwas befehlen ließ; in ihrer zarten Gestalt steckte ein eiserner Wille. „Ich begleite dich, wo du auch hingehst", sagte sie, und James Booth rüstete eine Expedition für zwei Personen aus, und begleitet von vier eingeborenen Trägern fing das Ehepaar seine Wanderung durch den Urwald an.

Im Urwald allein.

Im Anfang konnte man den Wasserstraßen folgen, aber bald hatte man nach allen Seiten nur den mächtigen Urwald. Man mußte sich Schritt für Schritt den Weg mit der Axt bahnen. Drei Wochen kämpften sie in dem Urwald, dann wurde es doch zu viel für Doris Booth. Man mußte im Urwald Lager schlagen, und das Goldland schien in der Ferne zu verschwinden. Da sagte Doris zu ihrem Mann: „Geh weiter, nimm zwei Träger mit — ich komme mit den zwei anderen nach."

James Booth zögerte. Aber hunderte von Männer waren auf dem Weg nach Gold, falls er nicht weiter ginge, würde er vielleicht zu spät kommen. Der Wille der Frau wurde entscheidend. Sie blieb im Lager — allein im Urwald mit zwei schwarzen Trägern.

Das Goldfieber ist schlimmer als alle anderen Fieberkrankheiten und James Booth kam zum Ziele nach sechs Wochen durch phantastische Kraftanstrengungen — aber was ein Wunder war — seine Frau kam eine Woche später ins Goldgräberlager.

Die einzige Frau . . .

Das Lager war auf „Edie Creek" getauft worden. Es beherbergte eine sonderbare Mischung von Abenteurern aus allen Teilen der Welt. Immer mehr Leute trafen ein. Man grub und wusch. Doris Booth war die einzige Frau im Lager. Es waren harte, rohe Männer, und das einzige Gesetz, das galt, war das des Revolvers. Aber auch harte Männer können Opfer der Fieberkrankheiten werden, und jetzt setzte sich Doris Booth für ein Werk der Barmherzigkeit ein, das in der Geschichte der Goldgräber alleinstehend sein dürfte. Sie richtete ein Krankenhaus aus ungeschälten Baumstämmen ein. Hier arbeitete sie Tag und Nacht und rettete hunderte von Goldgräbern vom sicheren Tode. Die zarte Gestalt schien unermüdlich zu sein.

Zwei Jahre lang war Doris Booth die einzige Frau und der rettende Engel des Lagers. Es gelang ihr, die Männer dazu zu bringen, sich menschenwürdige Häuser zu bauen, und allmählich wurde „Edie Creek" zu einer kleinen Stadt. Jeder versteht, was es heißt, die einzige Frau unter so vielen Männern zu sein. Doris Booth mußte sich mit einer bewaffneten Leibwache umgeben, um sich zu schützen. Aber allmählich wurden auch die wildesten Elemente gezähmt. Doris Booth wurde als beinahe überirdische Gestalt betrachtet. Man taufte sie mit dem Namen „des guten Engels von Edie Creek".

Nach zwei Jahren begab sich das Ehepaar Booth nach England zurück. Es konnte dort von dem Gold, das James Booth gewaschen hatte, glänzend leben. Das Wirken von Doris Booth fand auch hier Anerkennung. Neben anderen persönlichen Wertgegenständen besitzt Frau Booth eine Handschrift des englischen Königs, worin er ihr für ihre Taten dankt. Sie hat auch einen Orden. Sie ist Ehrenmitglied in der englischen Kolonialmission und in mehreren wissenschaftlichen und philantropischen Gesellschaften. Aber das Ehepaar zieht es vor, zurückgezogen zu leben.

Ein Hase von Krupp.

Alfred Krupp erholte sich in seiner Freizeit gern als Jäger und hatte zu diesem Zweck eine Jagd gepachtet. Eines Tages bat ihn eine Dame seiner Verwandtschaft, ihr doch gelegentlich mal einen Hasen abzulassen. „Und nicht wahr, lieber Alfred, zum Selbstkostenpreis . . ." fügte sie mit gewinnendem Lächeln hinzu.

Einige Tage später erhielt sie den Hasen zugesandt und dazu die folgende Abrechnung:

Jagdpacht	600.—	Mark
Wildschaden	50.—	„
Patronen	60.—	„
Schmerzersgelder	.—	„
	1260.—	Mark

Erlegt wurden 23 Hasen. Ich darf Dich also um den Selbstkostenpreis von 54,78 Mark für das beifolgende Exemplar bitten. Weitere stehen zu dem gleichen Preise gerne zur Verfügung.

Dein Alfred."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.